



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Britische Reform zur Beruhigung Indiens

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Britische Reformen zur Beruhigung Indiens



Am Juni 1907 (Heft 23 der Grenzboten) haben wir den damaligen Stand der Selbstständigkeitsbewegung in Indien geschildert. Wir haben gezeigt, wie aus der immerhin vorhandnen aber doch anscheinend ganz bedeutungslosen Unzufriedenheit der Inder mit der britischen Herrschaft durch den Sieg der Japaner über die gefürchteten Russen eine von törrichten Hoffnungen getragne, aber doch leidenschaftliche und zuversichtliche Bewegung gegen die Fremdherrschaft geworden war. Immer nachhaltiger verlangte man „Indien für die Inder“. Das europäische Mutterland, dessen Übergewalt man einstweilen nicht beanstandete, sollte seiner großen, von 300 Millionen Seelen bewohnten indischen Kolonie dieselben Rechte und Freiheiten gewähren wie seinen Europäerkolonien. Diese erfreuen sich in allen innern Angelegenheiten einer vollkommenen Selbstverwaltung, die bis zum Recht der Erhebung von Schutzzöllen gegen englische Waren geht. Die Unterschiede, die daraus hervorgehen, daß erstens eben die Europäerkolonien von einer Bevölkerung britischen Stammes bewohnt werden, an deren treuem britischem Patriotismus gar nicht zu zweifeln ist, und daß sie zweitens auch gar nicht die Macht haben, sich vom Mutterlande loszureißen, leuchten selbstverständlich den Indern nicht ein. Sie, oder wenigstens die an der Spitze stehenden Kreise, fühlen sich befähigt, die Zügel der Herrschaft selbst in die Hand zu nehmen. Was Japan an parlamentarischen Einrichtungen hat leisten können, dessen fühlen auch sie sich fähig. Sie verkennen völlig die Bedeutung der uralten nationalen und religiösen Einigung Japans, während Indien aus vielen Rassen besteht, die keine einheitliche Sprache reden, und die in zwei große und viele kleine, alle von Feindschaft besetzte Religionsgemeinschaften zerfallen. Was den Sieg Japans über Rußland anlangt, so meinen sie, Indien könne ähnliches vollbringen, weil es sechsmal so stark an Volkskraft sei wie Japan, während England nur ein Drittel der Volkskraft des besiegten Rußlands habe. Folglich stünden ihre Aussichten achtzehnmal besser

als 1904 die Japaner. Auch das ist kindlich, denn es beruht auf der Verkennung der wichtigen Tatsachen, daß die ausnehmend kriegerischen Japaner ein vortrefflich organisiertes und bewaffnetes starkes Heer hatten, das unter der gewohnten Leitung eines beliebten Fürsten stand, während Indien kein eignes, nationales Heer hat und über Kriegswaffen eigentlich nur die Engländer verfügen — und die im Dienste der europäischen Herrscher stehenden Eingebornentruppen.

Dieses eine Wort regt jedoch schon einen Zweifel an. Werden die indischen Soldaten treu bleiben? Noch ist nicht das kleinste Zeichen des Gegenteils hervorgetreten. Immerhin wird England mit der größten Klugheit seines landesherrlichen Amtes walten müssen, wenn es nicht wieder ähnlich trübe Erfahrungen machen will wie im Jahre 1857. Der Geist der Unzufriedenheit, die Neigung zur Vorbereitung einer spätern Selbständigkeit hat seit zwei Jahren Fortschritte gemacht, deren Bedeutung in England nicht verkannt wird. Neue Besorgnisse sind entstanden. Erörterungen über geeignete Mittel zur Beschwörung der Gefahr sind in aller Munde, die Zeitungen widmen sich der Sache. Im Oberhause hat der Staatssekretär für Indien am 17. Dezember 1908 ein ausgreifendes Reformprogramm entwickelt, mit dem er bei beiden Parteien viel Anerkennung geerntet hat.

Das Mittel, das die Unzufriednen anwenden, um den Engländern zu schaden, ist das der anarchistischen Gewalttat. Wirkliche Aufstandsversuche kommen für absehbare Zeit noch nicht in Frage. Ihre Ausichtslosigkeit sehen auch die Verschwörer ein. Aber mit Bomben, Revolvern, vielleicht auch eines Tages mit der schon in grauer Vorzeit üblichen Verschwörerwaffe, dem Dolch, hoffen sie den Landesherrn Furcht einzujagen und die eignen Landsleute in ihrem Fanatismus zu stärken und anzuspornen. Mordanschläge gegen hohe englische Beamte und Militärs sind schon in großer Zahl gemacht worden. Noch keiner von ihnen hat das ausersehene Opfer wirklich getötet. Schwer verwundet wurde der erste der Bedrohten, C. B. Allen, Bezirkshauptmann von Dakka in Bengalen, im Dezember 1907. Dieses Attentat leitete die Wendung der Dinge in der Richtung des Terrorismus ein. Die Mörder suchten ihn zu erschießen; sie vollbrachten ihre Schandtats nur zur Hälfte. Ein anderer hoher Beamter, Mr. Kingsford, war von den Verschwörern zum Tode bestimmt worden. Die Mörder erkannten seinen Wagen und schleuderten Bomben, die den Wagen und seine Insassen in Stücke zerrissen. Aber statt des ausersehenen Opfers saßen Mrs. Kennedy und ihre Tochter darin, zwei ganz harmlose Frauen. Mehrere Anschläge auf Mr. Hume, den Staatsanwalt in Kalkutta, gelangten zur Ausführung, wenn auch nicht ans Ziel. Sir Andrew Frazer, einer der höchsten Beamten des Landes, wird seit lange verfolgt. So sind sogar Bomben gegen den Eisenbahnzug geschleudert worden, in dem er sich befand; wenn nicht die Explosion fehlgegangen wäre, so hätte sie Frazer und viele andre Reisende und das Zugpersonal mit ins Unglück gerissen.

Mehr „Glück“ haben die Verbrecher gehabt, indem sie sich gegen eingeborne Beamte in englischem Dienst gewandt haben. In Alipur bei Kalkutta wurde im August 1908 eine Verschwörung entdeckt. Die Schuldigen wurden verhaftet, und mitten im Gefängnis wurde einer von ihnen, der zum Verräter geworden war, ermordet. Im Februar kam dieses Verbrechen zur gerichtlichen Verhandlung. Während der Tagung des Gerichts erschien ein Eingeborner namens Gose im Zuschauerraum und schoß den eingebornen Staatsanwalt Mutosch Biswas nieder. Im Verhör bekannte der Mörder, daß er für zwanzig Rupien und einen Revolver gebunden worden war, die Tat zu begehen. Er wurde sofort abgeurteilt und hingerichtet. Auf ein vollständiges Verzeichnis der terroristischen Schandtaten muß hier natürlich verzichtet werden.

Die Bewegung hat ihren Hauptsitz in Bengalen, und zwar in der vornehmlich von Hindus bewohnten Westhälfte, die besonders verbittert ist, weil man die vorzugsweise von Mohammedanern bewohnte Osthälfte als eine besondere Provinz abgetrennt hat. Diese Maßregel hatte ihren Ursprung schon in der gefährlichen Haltung der Hindubevölkerung in Kalkutta und vielen heiligen Stätten der Anhänger der brahmanischen Religion am Ganges. Aber der böse Geist ist durchaus nicht auf Bengalen beschränkt. In vielen Teilen des weiten Landes treten Anzeichen zutage; im Maharattenlande sowie im Pendschab, fern im Westen, sind sie so häufig, daß man dort eine zweite Hauptstätte vermuten muß. Die eigentlichen Träger sind die Angehörigen der obersten Hindukaste, der Brahminen, und auch wohl der zweiten Kaste, der Soldaten. Die Brahminen sind längst nicht mehr ausschließlich die weltabgeschiedenen Priester, die sich auf das immer von neuem wiederholte und in letzter Linie doch unfruchtbare Durchstudieren der Beden und anderer altertümlicher Religionschriften beschränken. Sie haben natürlich schon des Volkes wegen noch heute den Tempeldienst und die Opfer und die Zeremonien, die ihnen vieltausendjähriges Herkommen auferlegt. Aber sie sind auch dem vom menschlichen Standpunkt durchaus zu rühmenden Drängen der Engländer nach Beteiligung an neuzeitlicher Wissenschaft zugänglich gewesen. Unter solcher Einwirkung hat das geistige Leben in Indien einen wesentlich andern Charakter angenommen, und immer mehr wirkt es auf alle übrigen Lebensbeziehungen zurück.

Das muß man stets im Sinne behalten, um die sich vollziehenden wichtigen Umgestaltungen zu würdigen. England hat sich damit um Indien unsterbliche Verdienste errungen, zugleich aber auch die Gefahr für seine eigne Herrschaft selbst heraufbeschworen. Schon 1781 hat es zu Benares eine Hochschule für die Hindus errichtet, bestimmt zur Belehrung ihrer Studenten in den Gesetzen, der Literatur und der Religion, also noch ohne Hinlenkung auf europäische Wissenschaft. Im Jahre 1782 schuf Warren Hastings für seine eigne Rechnung ein ähnliches Institut in Kalkutta für die Anhänger des Propheten. Nicht mit Elementarschulen fing man an, sondern mit Akademien. Diese überließ man den Priester-

Kollegien der beiden Religionsgemeinschaften, wodurch sie einen unermesslichen Einfluß behielten. Ein gewisser Streit, wie weit man die Bildung spezifisch englisch werden lassen und wie weit man sie auf nationaler Grundlage erhalten solle, ist immer lebendig geblieben. Der Nationalismus ist jedoch nicht zu kurz gekommen. Im Jahre 1823 wurde die Hochschule zu Agra, 1824 die Sanskritakademie in Kalkutta, 1835 die Medizinalschule in Kalkutta geschaffen. 1857, während des Aufstandes, wurden die drei Universitäten von Kalkutta, Madras und Bombay gegründet, wozu später noch Lahore kam. Sie sind nicht vollständig Behranstalten in unserm Sinne, sondern teilweise nur Prüfungsanstalten. Die Zahl der Studenten betrug 1903 8543. Seit einem Vierteljahrhundert hat England auch für die Volksschulen viel getan. Die Entwicklung des gesamten Schulwesens geht aus folgenden Zahlen hervor:

1857/58	2000	Schulen mit	200000	Schülern
1874/78	66202	" "	1877942	"
1890/91	138350	" "	3698361	"
1901/02	148380	" "	4520093	"

Das Lehrziel ist freilich sehr bescheiden, denn trotz dieser hohen Zahlen zählte man 1901 nur 15,7 Millionen Personen, die des Lesens und Schreibens kundig waren, d. h. fünf vom Hundert der Bevölkerung. Die Aufwendungen dafür belaufen sich auf 100 Millionen Mark jährlich. Nicht in der Volksbildung, die trotz der Schulen noch sehr dürftig bleibt, liegt der Schwerpunkt, sondern in der Hochschulerziehung. Die Studenten der indischen Universitäten bleiben wohl meist auf dem für Indien ausreichenden geistigen Stande. In wachsender Anzahl kamen sie aber auch dahin, das, was sie in Kalkutta oder Bombay gelernt hatten, in Europa zu vervollständigen. Die Regierung förderte den Besuch englischer Universitäten, und sogar nach Paris, Berlin, Wien kamen viele von ihnen, teils auf eigne Hand, teils mit Staatsbeihilfe. Die Schicht solcher europäisch geschulter Intelligenzen mußte natürlich dünn sein. Sie reichte aus, den Engländern manchen tüchtigen Mann als treuergabnes Mittelglied zwischen ihnen und den Beherrschten zuzuführen. Aber noch weit größer scheint die Zahl derer zu sein, in denen die Höhe der europäischen Kultur die Neigung erweckt hat, den ungeheuern indischen Rohstoff zu einer eignen nationalen Bildung und zu eignem nationalem Leben umzuschmieden.

Von der größten Bedeutung ist dabei, daß die Brahminenkaste, die alte Trägerin der Gelehrsamkeit, auch hauptsächlich die Adepten der europäischen Bildung liefert. Gerade sie fühlt in sich den Herrscherberuf, den sie sich von jeher zugeschrieben hat; sie sieht, wie die Engländer ihn durchführen, und sie meint, mit den gleichen Hilfsmitteln auch die gleichen Ziele erreichen zu können. Dabei kommt in ihr der Kastendünkel hauptsächlich zum Ausdruck, er macht sie als die erste Kaste zum unverföhnlichsten Gegner des Islams, der keine Kasten kennt und deshalb die Parias den Brahminen gleich macht. Natürlich stimmen

nicht alle Brahminen überein; viele haben sich als Stütze der englischen Herrschaft erwiesen. Wahre Bildung kann sich nicht verhehlen, was England für sie getan hat. Den fremden Herren verdankt Indien, was es in der Vergangenheit niemals gekannt hat: den innern und äußern Frieden, eine gerechte Verwaltung, unbestechliche Gerichte, Unterricht, eine beispiellose wirtschaftliche Entwicklung, einen großartigen Verkehr durch Eisenbahnen, Landstraßen, Kanäle, auch Meliorationen durch Ent- und Bewässerung. Käme es unter den heutigen Kulturzuständen zu einer Unabhängigkeit, so wären die gebildeten Elemente der Eingebornen viel zu spärlich, das riesige Volk angemessen regieren zu können. Barbarei und orientalisches Gewaltherrschertum kämen wieder empor. Die Gefahr, daß aufs neue fremde Eroberer kämen, wäre sehr groß. Man mag an Rußland, an Japan denken. Die unzufriednen Inder stellen sich Japan als Retter vor; sollten sie nicht einst empfinden müssen, daß, wer als Befreier kommt, leicht als Herr im Lande bleibt? Ging es doch einst Südtalien mit den Normannen ebenso.

Das Verschwörertum hat wohl seinen Hauptsitz in unreifen Elementen, in Studenten und andrer Jugend. Aber ganz sicher sind auch erfahrene, geistig hochstehende Elemente dabei. Nicht als Verschwörer — sie werden sich hüten, das zu zeigen —, wohl aber als fanatische Oppositionelle kennt man Advokaten, Redakteure, hohe Tempelpriester. Die Engländer glauben, daß gerade die Häupter der Verschwörung gar nicht in Indien leben, sondern in Paris, in Newyork und selbst in London. Fremde Mächte liefern keine Anarchisten an England aus, weil dieses keine Gegenseitigkeit gewährt; daher können die politischen Verbrecher ruhig im Auslande leben. In England haben sie auch nichts zu fürchten, solange sie die sehr weitgehenden individuellen Rechte nicht verscherzen. Es ist also sehr schwierig, ihrer habhaft zu werden.

Über das System und die Organisation der Verschwörung ist nur wenig bekannt geworden.

Die Times nimmt an, daß von den jährlich mehr als zweihundert indischen Studenten, die auf ausländische Bildungsanstalten gehen, die große Mehrzahl den Einflüssen des Geheimbundes zugänglich ist. Jedes Mittel, diese Jugend zu begeistern, jeder Einfluß raffinierter Intriganten wird angewandt, um sie für das große Ziel der Abschüttlung der englischen Herrschaft zu gewinnen. Das wenigste, was die Jünglinge tun, ist, daß sie aufrührerische Versammlungen besuchen, den wilden Agitationsreden zujubeln und alles Englische zurückweisen lernen. Man gewöhnt sie an das Zuhlen von Rassenbeiträgen. Manche Leiter der Bewegung verfügen über ansehnlichen Reichtum, von dem sie bei der Jugend nicht vergeblich Gebrauch machen. So breitet sich dann das ansteckende Gift nach allen Seiten aus. Geheimbünde werden begründet, und einige wenige Studenten werden auch in höhere Geheimnisse eingeweiht. Deutlich ist erkennbar, wie der Rassenhaß gegen die Engländer gepredigt wird. „Es ist keine Wühlerei, sofern sie nur mit der persönlichen

Sicherheit der Ausübenden vereinbar ist, die die Schlaueit, Bosheit und der wahnsinnige Stolz der Beteiligten an die Hand geben könnte, oder die der Fanatismus einer heißblütigen, irrefeleiteten Jugend ausführen könnte, die nicht angewandt würde, um die englische Herrschaft in Indien schlecht zu machen. Glücklicherweise weist der gesunde Sinn der Vernünftigen diese anarchistische Propaganda zurück; aber eine böshafte Verschwörung, die so manche der elterlichen Zucht entfremdete und im Menschengewühl von London oder Paris verlorne Jünglinge in ihre Netze lockt und sie zu geschwornen Feinden Englands macht, bildet ein häßliches Geschwür an dem politischen Leben Indiens. Sie erfordert die wachsamste und sicherste Behandlung sowohl durch die englischen wie durch die indischen Behörden."

Aus Dacca, Ostbengalen, werden der Times unterm 15. Februar einige Einzelheiten aus dem Treiben der geheimen Gesellschaften mitgeteilt: „Auf Grund des neuen Gesetzes wurden neuerlich in dieser Provinz vier wichtige Organisationen »Nationaler Freiwilliger« für gesetzwidrig erklärt. Dadurch sind sie aber nur in geheime Gesellschaften umgewandelt worden; man glaubt wenigstens nicht, daß sie wirklich eingegangen sind. Verbindungen dieser Art haben sich strahlenförmig nach allen Seiten ausgebreitet. Die Dackagesellschaft allein zählt mehrere tausend Mitglieder, fast nur Brahminen und Angehörige anderer hoher Kasten, während Mohammedaner gänzlich fehlen. Beweise für die Verbindung mit den Anarchisten von Kalkutta sind in Menge vorhanden. Die Verbindungen sind nach russischem Vorbilde geschaffen. Sie zerlegen sich in drei Kreise. Nur der engste ist wirklich tätig; er liefert das Material für die Anarchisten. Gefundene Listen haben ergeben, daß in jedem Dorfe ein Mann vorhanden ist, der tätigen Beistand gewähren kann und soll. Man behauptet immer, daß die erst vor wenigen Jahren vollzogene Teilung Bengalens die anarchistische Bewegung hervorgerufen habe; hier hat sich die erstaunliche Tatsache ergeben, daß die Gesellschaften weit älter waren. Gelegentlich werden Dörfer geplündert oder Räubereien ausgeführt, um die Geldmittel herbeizuschaffen; auch leistet man der Verwaltung auf Schritt und Tritt Hindernisse — sonst geben die Geheimbünde kein Lebenszeichen von sich. Unbestreitbar werden sie von der großen Menge der Angehörigen hoher Hindukasten geliebt, während sich wenige Leute auf seiten der Regierung finden. Eine ernste Augenblicksgefahr bilden die Gesellschaften noch nicht. Nicht, was sie sind, rechtfertigt die Besorgnisse, wohl aber, was sie in unruhigen Zeiten werden können. Ihr Spürdienst ist unbestreitbar weit besser als der der Polizei. Man verlangt hier (in Dacca) nicht mehr eingeborne Geheimpolizisten, sondern eine Anzahl europäischer Polizeibeamten. Militärische Vorkehrungen fordert man nicht.“

Es ist sehr richtig, daß diese Geheimbünde, die die Volksempfindungen auf ihrer Seite haben, in unruhigen Zeiten eine ernste Bedrohung werden können. Man braucht nur einmal an die Möglichkeit eines Krieges zu denken,

um Gespenster erscheinen zu sehen. Für uns als Zuschauer ziemt es sich nicht, sie heraufzubeschwören. Aber kaum kann man sich bezwingen, nicht zugleich einen Blick auf Irland zu werfen, wo unmittelbar unter der gesetz- und schwertbewaffneten Hand Englands die offenbarste Wühlerei zur Lösung der Verbindung mit England betrieben wird, und wo Boykott, Viehwegtreiben, Ruhestörungen und agrarische Mordtaten an der Tagesordnung sind. Macaulays Wort, daß man von der Stärke Englands immer die Irlands abziehen müsse, anstatt sie hinzuzuziehen, gilt noch heute. Man kann England nur wünschen, daß dasselbe nicht einst von Indien gesagt wird.

Von einem nationalen Boykott ist im allgemeinen weit öfter geredet worden, als daß wirkliche Gefahr aus ihm hervorgegangen wäre. So von dem polnischen gegen deutsche, von dem chinesischen gegen amerikanische Waren. Es pflegt nicht lange zu dauern, so überzeugen sich die Käufer, daß sie sich in ihr eigen Fleisch schneiden, wenn sie aus politischen Gründen Waren über Preis bezahlen. Von ernster Bedeutung ist bis jetzt nur der Boykott der türkischen Kai- und Hafenarbeiter gegen die österreichischen Schiffe und Waren geworden. Wir wollen uns hüten, dem indischen Boykott gegen englische Waren im voraus Bedeutung beizulegen. Aber verzeichnet werden muß er. Unter dem Namen Swadeschi oder Swaradsch hat sich 1908 eine schutzöllnerische Bewegung aufgetan, die ihren lebenbringenden Odem aus dem oppositionellen Haß des indischen Anarchismus erhalten hat. Man sucht wohl die kolonialen Schutzzollgesinnungen damit zu verbinden, mit den Ideen des „großbritannischen Zollvereins“ hat sie nichts zu tun. Diese richten sich gegen die fremden Waren, um die einheimischen einschließlich derer des Mutterlandes zu begünstigen. Den Indern kommt es gerade auf die Schädigung der Einfuhr aus England an. Soweit der Boykott überhaupt angewandt wird, erfahren die fremden Waren eher eine freundliche Bevorzugung vor den englischen. Dagegen vermischen sich mit dem Swadeschi die rein schutzöllnerischen Bestrebungen. Man sucht gegen England dadurch Stimmung zu machen, daß man behauptet, das Mutterland richte durch seine billigen Waren die Kolonie zugrunde. Indien müsse für Zinsen, für Ruhegehälter an Beamte, Offiziere, Soldaten 200 Millionen Rupien (250 Millionen Mark) bezahlen. Dabei wird vergessen, daß sehr große englische Kapitalien ins Land geströmt sind, aus denen Eisenbahnen, Fabriken usw. bezahlt und ferner die Kosten der Verwaltung und Sicherheit bestritten worden sind. Aber derartige Berichtigungen predigt man vergeblich einer armen Bevölkerung, in deren Augen der Reichtum an die fremden Herrscher geknüpft zu sein scheint. Agitatoren reden ihr vor, die Engländer sögen das Land aus, ihnen sei es zuzuschreiben, daß selbst in guten Erntejahren auf den Kopf der Bevölkerung nur ein Ertrag von 17 Rupien (21¼ Mark) falle. Sie hätten die Pest, die Cholera, die Hungersnot ins Land gebracht. Die Wahrheit ist, daß Indien den ersten ernstlichen Kampf gegen ansteckende Krankheiten der neuen Wissenschaft und den Engländern verdankt. Wie alt ist denn

die Hygiene in den besten Kulturländern Europas? Und wie schwer ist sie hier noch durchzuführen, namentlich in den ärmern Gegenden! Im Orient ist der Schmutz und sind die gesundheitschädlichen Gebräuche der Eingebornen, die religiösen Vorurteile gegen die gesundheitspolizeilichen Maßregeln viel größer. Indien ist zwar stellenweise von einer überschwenglichen Fruchtbarkeit, aber sehr große Teile sind auch völlig wüste oder doch ganz armselig. Der Bodenreichtum gilt im Durchschnitt nicht für größer als der Irlands. In Indien leben aber 61,4 Einwohner auf dem Quadratkilometer, in Irland nur 51,9, und doch ist auch dieses sehr arm. Dabei sind die Inder meist von geringer körperlicher Leistungsfähigkeit, namentlich in Bengalen. Die gelegentliche Hungernot ist eine Folge der so außerordentlich schwankenden Ernteerträge, ein Schicksal, das Indien mit Südrussland teilt. Wenn der Monsum ausbleibt, dann verdorren fruchtbare Gegenden vollständig; dann gibt es keine Ernte und für die nächste Ernte kein Saatkorn, dann stirbt das Milchvieh, und man hat für die nächste Ernte kein Arbeits- und kein Zuchtvieh. Diese Geißel hat Indien immer ertragen müssen. England hat sich ungemein angestrengt, um sie zu bewältigen. Seine Erfolge sind unvollständig gewesen, aber man muß bedenken, daß es sich um ein Volk handelt, das beinahe siebenmal so zahlreich ist wie das britische in Europa. Die Swadeschibewegung wird die Sache nicht bessern, sondern das Übel nur vergrößern.

Die gegenwärtige liberale englische Regierung erhält in ihren Maßregeln zur Bewältigung der indischen Gefahr eine sehr weitgehende Unterstützung von der in der Opposition befindlichen konservativen Partei, während sich auf dem linken Flügel der Regierungspartei die Radikalen zum Teil von den Schlagworten der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit leiten lassen. Einer ihrer Führer hat sich nach kurzem Besuche Indiens für ein indisches Parlament ausgesprochen. So weit will die Regierung nicht gehen. Sie hat als ihre Richtschnur aufgestellt: rasche und kräftige Unterdrückung jeglicher aufrehrerischen Regung, Reformen, Heranziehung der Inder zum Geheimen Rat, aber dieser soll eine beratende Körperschaft ohne parlamentarische Rechte bleiben.

Mitte Dezember griff Lord Morley, der Staatssekretär für Indien im englischen Ministerium, gegen die Unruhestifter durch. Er erließ eine Verordnung, kraft deren die Polizei Leute, die unter dem Verdacht der Beteiligung an aufrührerischer oder anarchistischer Bewegung stünden, verhaften und an einen andern Ort bringen sollte. Ehe noch der Wortlaut veröffentlicht war, wurde schon mit vielen Angeschuldigten in der angegebenen Weise verfahren. Gerade die Häupter wurden gepackt. Zu ihnen gehörte Mitra, ein Brahmine von hohem priesterlichen Range, einer der gefeiertsten Redner Indiens, von dem die Opposition behauptet, er habe in seinem Blatte den Anarchismus und den Meuchelmord stets bekämpft; ferner Gutta, der Rektor der Universität von Barisal, der ersten in Indien. Das Volk verehrt ihn als einen Heiligen.

Die Opposition nennt ihn persönlich einen der maßvollsten Männer und Führer der gemäßigten Reformpartei. Im ganzen sind etwa zwanzig Leute dieser Art plötzlich verhaftet und nach einem entfernten Aufenthalt gebracht worden. Ob die Polizei nicht doch Beweise von größerer Schuld in Händen hat, bleibe dahingestellt.

Die Masse des Volkes ist ruhig geblieben, obgleich zu fürchten war, daß es in seinen religiösen Gefühlen verletzt wäre. Die oppositionellen Zeitungen sind natürlich tief gekränkt, aber sie hüten sich sorgfältig vor irgendwelchen Ausschreitungen. Trotzdem ist das bekannte Heftblatt „Bande Mataram“ unterdrückt, und seine Pressen sind in Beschlag genommen worden. Der Eindruck ist aber unbestritten ungünstig gewesen. Zu den oben erwähnten Mordtaten, soweit sie nachher vorgekommen sind, mag dieses Vorgehen noch angestachelt haben. Selbst die Gemäßigten hüten sich, irgendeinen Schritt zu tun, der wie eine Verteidigung der englischen Regierung aussehen könnte. Die Engländer beklagen sich bitter über den Mangel an Beistand.

Wenige Tage später brachte der Staatssekretär Lord Morley im Oberhause einen Gesetzesentwurf über die Einführung indischer Reformen ein. Es lag schon ein älterer, in Indien von den hohen englischen Beamten ausgearbeiteter Entwurf vor. Diesen hat Lord Morley nicht benutzt, was ihm von der anglo-indischen Presse sehr verübelt worden ist. Er ist in seinen Vorschlägen weiter gegangen, aber unter dem lauten und oft wiederholten Beifall des Oberhauses sowie der konservativen wie auch der gemäßigt liberalen Presse hat sich der höchste Beamte stark verwahrt, als wolle er ein Parlament gewähren. Es besteht in Indien bisher ein Geheimer Rat, zusammengesetzt nur aus Europäern und nur zur Beratung bevollmächtigt. Diesen will der Staatssekretär wesentlich erweitern; er will auch Eingeborne hineinberufen; sogar durch die Wahl von Eingebornen sollen Eingeborne hineinkommen. Aber ein Mitbestimmungsrecht soll die Körperschaft so wenig erhalten wie zuvor. Sie soll in Zukunft bestehen aus:

dem Gouverneur von Bengalen (oder dem Pendschab, wenn die Versammlung in Simla tagt), dem Oberkommandierenden und den Mitgliedern des jetzt bestehenden ausführenden Rats	8
Hohe Provinzialbeamte	8
Ernannte Mitglieder; nicht mehr als 15 dürfen Beamte sein	18
Gewählte Mitglieder:	
a) durch die Provinzialräte und den obersten Rat der Zentralprovinzen	12
b) durch die Grundbesitzer von Madras, Bombay, Bengalen, Ostbengalen und Assam, den Vereinigten Provinzen, den Zentralprovinzen und dem Pendschab	7
c) durch die Mohammedaner dieser Provinzen	5
d) durch die Handelskammern von Kalkutta und Bombay	2
e) durch vorläufig vom Generalgouverneur zu ernennende Vertreter des indischen Handels	2
	zusammen 62

Dieser tritt der Vizekönig als 63. Mitglied hinzu. Das Eingebornen-element bleibt also in jedem Fall in der Minderheit. Auch ist den Mohammedanern, die einen Ausschuß zum Staatssekretär gesandt hatten, noch nachträglich ein kleines Zugeländnis gemacht worden, es ändert den Charakter des neuen Geheimrats nicht nennenswert. Die Aufnahme des Vorschlags in Indien ist bei den Anglo-Indiern unvoreteilhaft gewesen. Mohammedaner und Gemäßigte verhalten sich kühl; dagegen findet die Opposition neuen Stoff, Indien als schwer benachteiligt hinzustellen. In seiner Rede zur Begründung der Vorschläge am 17. Dezember sagte Lord Morley: „Wir haben nicht die Absicht, den Generalgouverneur in seinem Rat einer Beamtenmehrheit zu berauben. In den Provinzialräten können wir davon absehen, aber in dem Legislativen Rat des Vizekönigs sollte daran festgehalten werden, obgleich die indische Regierung in ihrer Depesche sagt: »Bei allen gewöhnlichen Anlässen sind wir bereit, von einer Beamtenmehrheit im Legislativen Rat abzufehen und uns auf den Gemeinfinn der Nichtbeamten zu verlassen.« Im buchstäblichen Sinne soll keine Wahl von Mitgliedern stattfinden. Was einer solchen am ersten nahekommen wird, ist die Ernennung durch den Vizekönig auf Grund einer Mehrheit von Abstimmenden in gewissen öffentlichen Körperschaften.“ „Wir wollen die Legislativen Räte der Provinzen (auch diese sollen nach Morleys Plan erweitert werden) mit dem Recht der Verhandlung über öffentliche Angelegenheiten und der Fassung von Resolutionen und Empfehlungen. Die Regierung wird solche mit aller Sorgfalt erwägen.“

Das sind etwas spitzfindige Unterschiede, besonders für das Auge eines Ausländers. Aber auch der Inder wird nur ein paar Hauptsachen herausnehmen und das andre als nebensächlich ansehen. Er wird sich sagen: erstens besteht der neue Geheime Rat in seiner Mehrheit aus Europäern; zweitens werden sowohl diese wie in letzter Linie auch die nur die Minderheit bildenden Inder direkt oder indirekt von der Regierung ernannt; drittens kann der Geheime Rat wohl Beschlüsse fassen, aber die Regierung braucht sich nicht an ihn zu kehren. Was bleibt da von der ganzen Reform übrig?

Allerdings kommt nichts heraus, was einer Volksvertretung gleiche. Aber wenn man auch die Enttäuschung und das schadenfrohe Frohlocken der Umstürzler sehr wohl begreifen kann, wird man doch auf der andern Seite mit den Engländern sagen: Indien kann froh sein, daß es zum erstenmal eine Art von Parlament gewinnt, wo seine öffentlichen Angelegenheiten öffentlich verhandelt werden, und wo besonnene Volksfreunde ihre Stimme erheben können. Wie lange ist es denn her, daß die meisten europäischen Völker die Schaffung einer solchen repräsentativen Rednertribüne als einen großen Gewinn angesehen hätten! In Rußland gab es derartiges noch vor fünf Jahren nicht; in Preußen vor zweiundsechzig Jahren noch nicht. Es kommt auf das Volk an, was es aus diesen Anfängen zu machen versteht. Zurzeit kann von einer Reife der Inder für parlamentarisches Wesen noch gar keine Rede sein.

Die Unbildung der Massen ist ungeheuerlich. Ihre religiösen Vorurteile machen sie zu Schäflein am Leitseil der wenigen Gebildeten, und selbst diese sind nicht sicher, ob sie nicht bei der ersten besten Aufwallung des religiösen oder sozialen oder nationalen Fanatismus weggeschwemmt werden, falls die jetzt so starke Hand des englischen Regiments geschwächt oder gar gelähmt werden sollte. Man wird doch nicht umhin können, den Stimmen der Anglo-Indier Gewicht beizumessen. Sie leben unter dem Volke, dem nun die ersten Anfänge parlamentarischen Wesens verliehen werden sollen. Soweit ihre Stimme bis zu uns gelangt ist, sind sie einmütig darin, daß nicht allein von einer Erweiterung der Rechte keine Rede sein dürfe, sondern schon das Dargebotne einen unheilvollen Einfluß haben werde.

Mag man nun dieses letzte auch als das herkömmliche Wehegeschrei jeder Klasse ansehen, die etwas hergeben soll: die Prüfung hat die Reform jedenfalls noch vor sich. Diese besteht in dem Einfluß auf das indische Volk. Der Schritt ist im Dezember durch die schon damals beunruhigende Ausdehnung des Anarchismus veranlaßt worden. Zwei Monate waren vergangen, als Mitte Februar die neuen Attentate und Mordtaten vorkamen. Bis dahin hätte doch die gebildete Schicht, in deren Mitte der Anarchismus hauptsächlich emporschwärmert, Zeit gehabt, den unzweifelhaft vorhandenen guten Willen Englands auf sich wirken zu lassen. Wenn man auch nicht gerade ein sofortiges Erlöschen der Verschwörung hätte erwarten dürfen, so wären — falls überhaupt auf günstige Folgen zu rechnen gewesen wäre — doch wohl unzweideutige Anzeichen der Zufriedenheit in gemäßigten Kreisen hervorgetreten. Was davon zuerst gemeldet wurde, erwies sich als nicht stichhaltig. Und jetzt ist alles vorüber, die Stimmung nicht besser als vorher. Niemand denkt, daß Indien am Vorabend eines Aufstandes steht. Die Leiter der Bewegung kennen die Macht Englands zu gut, als daß sie sich auf so etwas einließen. Aber indischer Fanatismus ist unberechenbar. Religiöse Ekstase trieb noch vor wenig Jahrzehnten die Hindus in Masse vor den Wagen des Dschaggarnath, von dessen Rädern sich zermalmen zu lassen als der glücklichste Tod galt; erst die Engländer haben das verhindert. Der religiöse Kern ist auch in der jetzigen Bewegung greifbar genug. Die Stellung des Brahminentums im Mittelpunkt der ganzen Verschwörung bekundet es. Das ist nicht alles. Die Times vom 1. März 1909 sagt im Anschluß an den Bericht ihres indischen Korrespondenten: „Das Hindupantheon umfaßt viele Mächte, unter ihnen böse sowohl wie gute. Es ist wichtig, festzustellen, welches die Gottheiten sind, denen die Extremen und viele, die nicht als Extreme gelten wollen, ihre Verehrung in Verbindung mit der britenfeindlichen Bewegung darbringen. Kali, der schrecklichen Göttin des Todes und der Zerstörung, widmen sie ihre besondere Huldigung. In den Vorhöfen ihres großen Tempels zu Kalkutta haben die Wähler ihre hauptsächlichsten Versammlungen gehalten. Sie ist es, der der doppelsinnige Anruf »Bande Mataram« gilt. Keine geeignetere

Gottheit könnte als Beschützerin der Anarchisten gewählt werden. Nicht weniger bemerkenswert ist die Wiederbelebung des Kultus des Sivadschi und seine Ausbreitung bis Bengalen. Der Name des großen Maharatteneroberers war für Generationen ein Name des Schreckens. Mit ihm scheuchte man die Kinder zu Bett. Von Poona, dem alten Zentrum maharattischer Größe, wird die umstürzlerische Bewegung jetzt angefeuert, und die Brahminen östlich vom Ganges machen diesen Kultus des westlichen Helden mit."

Am 11. März hat das Oberhaus die Reformbill Morleys mit geringen Abänderungen beschlossen. Nun kommt sie ans Unterhaus und dann — in das Stadium des praktischen Versuchs.



Die Reichsfinanzreform

Von Geh. Regierungsrat Dr. Seidel in Berlin

3



er zweite Band des „Führers“ bespricht im vierten Buch die Mittel und Wege der Steuerreform und in diesem zunächst im neunten Kapitel die Grundsätze der Steuerreform und damit das zentrale Problem der Einnahmeerhöhung.

Was die Aufbringung von 500 Millionen weiterer Beiträge zu den Lasten des Reichs anlangt, so ist in dem ursprünglichen Finanzprogramm der Reichsregierung der Grundsatz aufgestellt, daß diese Summe unter Befolgung der in der Finanzwissenschaft gewonnenen Lehren und der in der Geschichte gemachten Erfahrungen aufzubringen sei. Hiernach ist das Steuersystem auszugestalten unter den Prinzipien erstens und vor allem der Ergiebigkeit, sodann der Heranziehung aller Bevölkerungsschichten, weiter der Verteilung nach der Leistungsfähigkeit und endlich der Vermeidung von Belastungen, die die gesunde Entwicklung des volkswirtschaftlichen Organismus hemmen. „Ferner ist es geboten, auf die besondern Verhältnisse Deutschlands, wie sie sich geschichtlich gestaltet haben, Rücksicht zu nehmen. Jede finanzielle Regelung muß mit den bereits in den Einzelstaaten, Gemeinden, Kirchen und andern Selbstverwaltungskörpern ausgebildeten Steuersystemen rechnen.“

In der vordersten Reihe bedurfte es der Heranziehung der allgemeinen Genußmittel: Branntwein, Bier, Wein und Tabak, weil sie allein die großen Summen aufzubringen vermögen, die zur Deckung des Fehlbetrages notwendig sind. Jeder große Staat hat auf diesen vier Produkten sein Steuersystem mit aufgebaut, nur Deutschland hat diese Quellen zu wenig ausgenutzt.

Neben dem Genuß muß auch der Besitz herangezogen werden, und zwar ist in dieser Beziehung in erster Linie die Nachlaßsteuer in Aussicht genommen.